

WERKS-ZEITUNG

RUHRSTAHL-AKTIEN-GESELLSCHAFT HENRICHSHÜTTE HATTINGEN

6. Jahrgang

Die „Werks-Zeitung“ erscheint jeden 2. Freitag
Nachdruck nur mit Quellenangabe u. Genehmigung
der Hauptredaktion gestattet.

20. November 1931

Zuschriften sind zu richten an
Ruhrstahl Akt.-Ges., Henrichshütte, Hattingen
Abteilung Schriftleitung der Werks-Zeitung

Nummer 24

Wirtschaftliche Umschau

Es hat keinen Zweck, immer wieder von neuem festzustellen, wie schlecht es uns geht. Das wissen wir nachgerade zur Genüge. Wichtiger ist schon, wir gehen nun ernstlich an die Arbeit und suchen zu retten, was noch zu retten ist, und zu helfen, daß es bald besser werde.

Der amerikanische Präsident Hoover äußerte beim Besuche des französischen Ministerpräsidenten Laval in Washington, daß die Welt mehr an eingefrorenem Vertrauen krankte als an eingefrorenen Krediten. Der deutsche Reichskanzler nahm dieses Wort richtig auf und sagte, daß ohne Schaffung einer Luftschicht des Vertrauens im In- und Auslande die Weltkriege nicht zu überwinden sei. Auch der deutsche Wirtschaftsführer Carl Friedr. von Siemens betonte in einer mit großem Beifall aufgenommenen Rede vor amerikanischen Wirtschafts- und Geldleuten, daß Deutschland seine Schuldverpflichtungen erfüllen wolle, daß Deutschlands Fähigkeit aber, sie zu erfüllen, vollständig abhängig von dem Vertrauen, das ihm von den anderen Mächten entgegengebracht werde.

Wenn man diese Forderung nach Wiederkehr des Vertrauens schon für berechtigt hält — und kein Vernünftiger wird das nicht wollen —, so ist es ganz unerfindlich, wie man bei uns gleichwohl am Werke ist, das Vertrauen zu uns selbst, zu unserer Wirtschaft, zu untergraben. Seit einiger Zeit geben sich gewisse deutsche Zeitungen dazu her, gegen die großen Unternehmungen der deutschen Wirtschaft zu Felde zu ziehen. Ein Werk, eine Gesellschaft nach der anderen wird als bankrott hingestellt. Und warum das alles? Um den parteipolitischen Gegnern etwas am Zeuge zu flicken und für die eigene liebe Partei schädliche Gewinne zu erzielen. Die schädliche Grundlosigkeit dieses Treibens liegt für jeden, der sehen kann und will und etwas von der Sache versteht, zutage. Warum also die größten und angesehensten Unternehmungen der deutschen Wirtschaft grundlos in ihrem Kredit schädigen und so das Vertrauen untergraben, dessen wir so dringend in der Welt bedürfen, wenn wir wieder hochkommen wollen? —

Eine andere Widersinnigkeit, die gleichen oder ähnlichen Beweggründen parteipolitischer Art entspringt, ist das öde Geschimpfe auf den Kapitalismus, der all das Unheil in die Welt gebracht haben soll. Als ob nicht noch andere nichtkapitalistische Länder ebenso unter dem Wirtschaftselend zu leiden hätten, genau wie wir, bei denen von einer freien Wirtschaft im kapitalistischen Sinne längst nicht mehr die Rede sein kann. Hätte man nur der Wirtschaft mehr Freiheit gelassen, hätte man sie nur nicht durch zu hohe

öffentliche Belastungen zugrunde gerichtet! — es sähe wirklich anders aus in Deutschland.

Wie sagte doch Dr. Brandt auf der letzten technischen Tagung des rheinisch-westfälischen Steinkohlenbergbaus?: „Würden alle Industrien, technisch auf der Höhe, von den Fesseln gesetzlicher Hemmungen und wirtschaftsdemokratischer Bestrebungen befreit, sich wieder aus eigener Kraft, Führung und Sachkunde entfalten können, so wäre die Arbeitslosigkeit mit einfachen Mitteln bald eingeschränkt oder gar beseitigt. Es ist die Pflicht aller, an der Beseitigung der Arbeitslosigkeit mitzuwirken, d. h. durch Erleichterung und Verbilligung der Arbeit, wenn es sein muß, durch Verlängerung der Arbeitszeit, damit die Wirtschaftlichkeit der Industrie wieder hergestellt wird durch angemessene Ueberschüsse zur Kapitalerhaltung und Kapitalneubildung, vor allem auch durch wirksame Senkung des heutigen Wucherzinsfußes, der — im Zeichen fehlenden Vertrauens — jedes Wiederemporkommen fast unmöglich macht. Eine solche Wiederherstellung der Rentabilität ist das A und O dieser wichtigsten, uns beschäftigenden Forderung der richtigen Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Das Kapital, gebildet aus Ueberschüssen der eigenen Wirtschaft, bedeutet das unentbehrliche Blut und Schmiermittel der Maschine „Deutsche Wirtschaft“. Ohne dieses Schmiermittel läuft die Maschine immer schlechter und langsamer bis zum völligen, uns drohenden Stillstand.“



Das Kreuz
Zum Tag der Toten
Originalholzschnitt von Alfred Arndt

Erhöhung der Kaufkraft!
Auch so ein Schlagwort, mit dem man unter Hinweis auf Amerika dem Lohnabbau, seiner Anpassung an den gesunkenen Lebenshaltungsindex (August 1929: 154,0; Oktober 1931: 134,0, also 20 Prozent weniger) entgegenwirken will. Nun haben die beiden großen amerikanischen Stahlunternehmen, und zwar die United States Steel Corporation und die Bethlehem Steel Corporation, eine Ermäßigung der Löhne um rund 10 Prozent vom 1. Oktober ab vorgenommen. Der Finanzausschuß

des Stahltrustes erklärte, die Lohnkürzung wäre erfolgt, um der unbefriedigenden Lage der Industrie besser begegnen zu können.

Die Tatsache dieser zehnprozentigen Lohnkürzung bei den amerikanischen Werken erscheint deshalb besonders wichtig, weil damit die Kaufkrafttheorie, die Charles M. Schwab, der Präsident der Bethlehem Steel Corporation, noch im Frühjahr 1929 nicht genug als Geheimnis des wirtschaftlichen Gedeihens Amerikas preisen konnte, zugunsten einer nicht unerheblichen Kostenreduzierung aufgegeben ist. Auch Amerika kann sich heute dem Zwang der doppelten Beschaffenheit des Lohnes nicht mehr entziehen, die darin begründet ist, daß er nicht nur Quelle der Kaufkraft, sondern gleichzeitig wesentlicher Bestandteil der Selbstkosten ist.

Von dieser Selbstkostenreduzierung erhofft man in Amerika eine Stärkung der Kapitalkraft, was nach amerikanischer Ansicht als Voraussetzung für einen wirtschaftlichen Umschwung betrachtet wird.

Sterbende Märkte

Nach dem in der Zeitschrift „Stahl und Eisen“ veröffentlichten Bericht über die Lage der deutschen Eisenindustrie im Oktober blieb die Lage auf dem Eisenmarkt im In- und Auslande unverändert schlecht. Das immer wieder so sehnlich herbeigewünschte Vertrauen fehlt, die Behörden sperren die öffentlichen Bauten, die Reichsbahn schränkt ihre Bezüge ihren dauernd sinkenden Einnahmen gemäß ein, der Bergbau, die Industrie und das Gewerbe haben kein greifbares Geld zur Verfügung. Von allen diesen Seiten erhielt die Eisenindustrie früher reichlich Aufträge, auf diese ist sie mit ihren Einrichtungen und Belegschaften eingestellt, und so ist erklärlich, daß es vernichtend wirkt, wenn die gewohnten Bestellungen mehr und mehr ausbleiben.

Der außerordentliche Auftragsrückgang tritt in seinem ganzen Umfang erst jetzt, nachdem die Russenaufträge zur Abwicklung gelangt sind, so recht in die Erscheinung. Die Russenaufträge hatten es ermöglicht, den sonstigen Auftragsrückgang wenigstens bis zum Monat Juli dieses Jahres auszugleichen und die monatliche Rohstahlerzeugung, die vor Abschluß der Russengeschäfte seit Beginn dieses Jahres durchschnittlich rund 750 000 Tonnen ausmachte, auf dieser Höhe zu halten. Aber schon im August und noch viel stärker im September war der allgemeine Auftragsrückgang wesentlich größer als der auf diese Monate noch entfallende Anteil der Russenlieferungen, so daß im August die Rohstahlerzeugung auf rund 690 000 Tonnen zurückging und im September sogar auf rund 590 000 Tonnen. Die bestimmten Zulagen der Reichsbahn, vorläufig bis zum Jahresluß monatlich 65 000 Tonnen abzurufen und die Bestellung von 100 Lokomotiven für 1932 bieten zwar eine gewisse Erleichterung, doch können sie die Beschäftigungslage der Eisenindustrie nicht nennenswert verbessern.

Bei dem Daniederliegen des Inlandsmarktes ist die deutsche Eisenindustrie natürlich um so stärker auf das Ausfuhrgeschäft angewiesen. Gegenwärtig bleiben nur noch etwa 25 Prozent des Absatzes im Inlande, während rund 75 Prozent mittelbar oder unmittelbar ausgeführt werden. Das heißt aber nichts anderes, als daß zu den ungewöhnlich niedrigen, stark verlustbringenden Weltmarktpreisen verkauft werden muß. Wie sich das Ausfuhrgeschäft in den nächsten Monaten gestalten wird, hängt außer anderem davon ab, ob in England die neue Regierung dem Drängen nach Einführung von Schutzzöllen nachgeben wird. In diesem Falle wird die deutsche Ausfuhr vor ganz besondere Schwierigkeiten gestellt, wobei es ein schwacher Trost ist, daß die westeuropäischen Eisenländer Frankreich und Belgien wahrscheinlich noch härter betroffen werden, da sie im Gegensatz zu der stärkeren deutschen Halbzeugausfuhr nach England mehr Fertigerzeugnisse liefern.

Die Kohlenmarktlage hat sowohl in den Preisen als auch im Absatz durch die eingetretene Entwertung der englischen Währung eine neue außerordentliche Verschärfung erfahren, da die für verschiedene europäische Länder sowie die Ueberseefrausfuhr maßgebenden englischen Mindestpreise im großen und ganzen bestehen geblieben, der Pfundentwertung also nicht angepasst worden sind. Der Absatz in Hochofen- und Gießereikoks hat infolge von Minderabrufen Frankreichs und Luxemburgs eine weitere Verschlechterung erfahren.

Der Erzmarkt war weiterhin ohne jedes Geschäft. Eine Veränderung ist auf dem Manganerzmarkt nicht festzustellen, und auch die nahe Zukunft läßt keine Anzeichen erkennen, die eine Belebung des Geschäftes bringen könnten.

Die heutigen Schrottpreise haben einen Tiefstand erreicht, wie man ihn vor dem Kriege kaum gekannt hat. Während für September noch von einem Stahlschrottpreis von 28 bis 29 RM. je Tonne die Rede war, sind die Preise im Monat Oktober noch weiter zurückgegangen; es kommen für nachstehende Schrottsorten folgende Durchschnittspreise in Frage:

Stahlschrott 25 RM., Kernschrott 23 RM., Walzwerksfeinblechpakete 21 RM., Späne 21,50 RM.,

alles je Tonne frei Wagen Verbrauchswert. Da die Beschäftigung der Eisenindustrie sowohl in der Erzeugung als auch in den Auftragsbeständen weitere Rückgänge zu verzeichnen hat, sieht es gar nicht danach aus, daß auf dem Schrottmarkt in absehbarer Zeit eine Belebung eintritt.

Auf dem Roheisen-Inlandsmarkt trat im Berichtsmonat keine Veränderung ein; der Absatz war nach wie vor außerordentlich schwach. Auch auf den Auslandsmärkten zeigte sich keine Belebung.

In der Marktlage der durch den Stahlwerksverband und seine Unterverbände verkauften Erzeugnisse hat sich nichts geändert.

In Wagen- und Lokomotiv-Radsätzen ist die Erzeugung auf eine ganz geringfügige Anzahl zurückgegangen. Auch in losen Achsen, Radkörpern und Radreifen war die Beschäftigung durchaus unbefriedigend.

Ähnlich sieht es aus mit der Herstellung von Schmiedestücken. Die Beschäftigung beruhte besonders auf schweren Schmiedestücken; in letzter Zeit, zum weitaus größten Teil, mittel oder unmittelbar auf Russen-Aufträgen. Da diese z. B. aber nicht mehr eingehen, bzw. nicht heringenommen werden können, ist der Auftragseingang ganz und gar unzureichend.

In den letzten Wochen hat sich die Lage auf dem Gußmarkt weiter verschlechtert. Die Aufnahmefähigkeit der inländischen Verbraucher läßt fortgesetzt nach; Zahlungseinstellungen haben den Lieferanten recht nennenswerte Verluste gebracht. Im Ausfuhrgeschäft waren die Preise infolge der Pfundentwertung stark rückgängig.

Das Geschäft für schmiedeeiserne Röhren war auf dem Inlandsmarkt weiterhin sehr gedrückt. Der Auftragsbestand ist infolgedessen

BLEIBE NICHT BEIM DURCHSCHNITT



Urheberrecht 1929 Parker Holladay Co. m. b. H., Berlin SW 68

noch mehr zusammengeschrumpft und muß als vollkommen ungenügend für die notwendige Beschäftigung der Werke bezeichnet werden. Auf den Auslandsmärkten trat gegenüber den Vormonaten keine wesentliche Änderung ein. Die Umsätze waren nach wie vor unzureichend.

Das Raumprogramm der Deutschen Kolonial-Gesellschaft

Der Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, Gouverneur z. D. Dr. Schnee, veröffentlicht einen Kampfauftrag an die Mitglieder, der die besondere Beachtung auch weiterer Kreise verdient, weil er zeigt, daß die Deutsche Kolonial-Gesellschaft als die führende koloniale Kampf- und Arbeitsgemeinschaft Deutschlands in dem Festhalten an der kompromißlosen Forderung auf Rückgewinnung der deutschen Kolonien eine wesentliche Voraussetzung erblickt nicht nur für die Ueberwindung der gegenwärtigen Notzeit, sondern vor allem auch für die Verwirklichung eines großen deutschen Raumprogramms zur wirtschaftlichen Entfaltung, sozialen Gesundung und geistigen Höherentwicklung der deutschen Volksgemeinschaft. In diesem Aufruf heißt es: „Der Zerfall unserer Wirtschaft, der Millionen wertvoller Arbeitskräfte brach legt, macht die Revision der unerträglichen Tributlasten zur unbedingten Notwendigkeit. Diese Revision muß eine den Lebensnotwendigkeiten Deutschlands entsprechende koloniale Neuordnung in sich schließen, da eine gedeihliche Entwicklung des auf zu engem Raume abgeschlossenen deutschen Volkes ohne überseeischen Kolonialbesitz unmöglich ist. In der Forderung auf Rückerlangung der uns geraubten Kolonien das ganze deutsche Volk zu einen und ihre Erfüllung als eine der wichtigsten Aufgaben gegenwärtiger deutscher Außenpolitik durchzusetzen, ist die Parole unseres kolonialpolitischen Kampfes für den kommenden Winter.“

Unser Ziel ist unwandelbar seit dem Tage von Versailles dasselbe: Wiedergewinnung der uns entrißenen Kolonien. Die Begründung dieses Zieles ergibt sich aus unserem Anspruch auf Wiedereingliederung in unsere vertriebenen kolonialen Rechte und auf Wiederherstellung der durch die koloniale Schuldtheorie verletzten Ehre des deutschen Volkes. Sie ergibt sich vor allem aber auch aus den Lebensbedürfnissen des deutschen Volkes, die nicht erst aus der gegenwärtigen wirtschaftlichen und sozialen Not entstanden sind. Das deutsche Kolonialproblem ist ein Teil des deutschen Raumproblems, und dieses ist älter als die gegenwärtige Not, und seine Lösung greift weit in die deutsche Zukunft. Das deutsche Raumproblem ist auch nicht nur ein Problem der Wirtschaft, sondern vornehmlich ein solches der sozialen Gesundung und geistiger Höherbildung des deutschen Volkes. Nach unserer Ueberzeugung reicht der begrenzte mitteleuropäische Raum nicht aus für die wirtschaftliche Erhaltung, die soziale Gesundung, die geistige Weiterentwicklung und zahlenmäßige Entfaltung der deutschen Volksgemeinschaft. Wir benötigen hierfür die Gewinnung neuer deutscher Lebensräume in Uebersee. Diese Ausbreitung der deutschen Kulturgemeinschaft liegt nicht nur im Interesse ihrer selbst, sondern auch der gesamten Menschheit, vor allem der noch entwickelten Völker. Damit ist unsere ablehnende Stellung gegenüber allen, die überseeische Kolonisation verneinenden Thesen gegeben. Das gilt auch von der These einer ausschließlichen zentraleuropäischen deutschen Raumpolitik, insbesondere Ostpolitik. Auch wir erblicken in der Herbeiführung der Lösung der Ostfragen eine Hauptaufgabe der deutschen Politik. Aber ebenso wichtig erscheint uns die Gewinnung überseeischen Raumes für unser Volk.“

Der Aufruf schließt mit einem Appell an die verantwortungsbewußte neue Jugend, in die vorderen Reihen der Kampffront als die eigentlich berufenen Träger der kolonialen Idee einzutreten.

Zum deutschen Eisenhüttentag 1931

Der Verein deutscher Eisenhüttenleute pflegt alljährlich seine Mitglieder zu einer großen Tagung zusammenzurufen, um ihnen über die Tätigkeit der Vereinsleitung Rechenschaft abzulegen und gleichzeitig durch die Vermittlung wissenschaftlicher Forschungsergebnisse oder praktischer Erfahrungen einen wesentlichen Teil der ihm obliegenden Aufgaben zu erfüllen. Diese sogenannten „Eisenhüttentage“ erfreuen sich nicht nur im ganzen Reiche, sondern weit über dessen Grenzen hinaus besonderer Beachtung und Würdigung. Sie sind heute aus dem Leben des deutschen Eisenhüttenmannes nicht mehr wegzudenken, der von ihnen sowohl durch die veranstalteten Vorträge als auch durch Gedankenaustausch mit seinen Fachgenossen stets neue Anregungen mit fortnimmt. Ein gut Teil dessen, was der deutschen Eisenindustrie zu ihrem ehrenvollen Plaze in der Welt verholfen hat, ist den Eisenhüttentagen in ihren unmittelbaren und mittelbaren Wirkungen zu verdanken, und darin liegt die Rechtfertigung, wenn wir zu der bevorstehenden Hauptversammlung am 28. und 29. November 1931 an dieser Stelle einiges über den Verein deutscher Eisenhüttenleute und seine Hauptversammlungen berichten.

Der Verein ist im Herbst 1860 als „Technischer Verein für Eisenhüttenwesen“ begründet worden. Seine Satzungen bezeichnen

als Zweck des Vereins „die Ausbildung des praktischen Eisenhüttenwesens sowie die Vertretung und Wahrnehmung der Interessen dieses Industriezweiges durch Korrespondenz, schriftliche und mündliche Vorträge, durch Besprechung und Sammlung von Erfahrungen, Versuchen, Erfindungen und Verbesserungen in dem Betriebe und der Oekonomie der Eisenhüttenwerke und Förderung des Verbrauchs von Eisen in allen Formen“. Im Januar 1862 schloß er sich als Zweigverein unter Beibehaltung seines Namens dem „Verein deutscher Ingenieure“ an, löste dieses Verhältnis aber anfangs 1881 und bildete unter dem Namen „Verein deutscher Eisenhüttenleute“ wieder einen selbständigen Fachverein.

Während der Verein sich bis dahin für seine Veröffentlichungen der „Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure“ bedient hatte, schritt er mit Wiedererlangung der Selbstständigkeit zur Gründung einer eigenen Zeitschrift. Am 1. Juli 1881 erschien das erste Heft von „Stahl und Eisen“, Zeitschrift für das deutsche Eisenhüttenwesen, die zunächst monatlich, seit 1892 vierzehntäglich erschien und seit 1907 wöchentlich herausgegeben wird. Daneben gibt der Verein seit 1927 das „Archiv für das Eisenhüttenwesen“ heraus, das sich hauptsächlich mit der Behandlung wichtiger Sonderfragen befaßt. Beide Zeitschriften erscheinen in dem 1908 vom Verein ge-



Abstieg im Martinwerk

Aufnahme von
H. Müller, Oberhausen

Gesundheit ist Reichtum — bewahre sie gut!

Vier Brüder in vier Berufen

Eine Geschichte, die wie ein Märchen klingt und doch kein Märchen ist.



In dieser Geschichte kommt zweimal „es war einmal“ vor, am Anfang und am Ende.

Es war einmal vor fünfzig Jahren ein alter pflichttreuer Beamter, der hatte vier Söhne. Er selbst war zwölf Jahre Soldat gewesen und jetzt auf Grund seines Zivil-Versorgungsscheines als Briefträger beschäftigt. Von seinem kleinen Gehalt schickte der Beamte drei Söhne auf die höhere Schule, während einer in Handwerk lernte.

Der Vater lobte seine fleißigen Söhne, die sehr strebsam waren und verfolgte mit Interesse, wie die vier im Beruf vorwärts kamen. Die ältesten drei bekamen von ihrer höheren Lehranstalt nacheinander den Berechtigungsschein für den sogenannten einjährigen Dienst, während der jüngste Sohn nach absolvierter Lehre in die Welt ging, um sich weiter auszubilden. Von den drei studierten Söhnen ging einer in den Staatsdienst, der Zweite in den Kommunaldienst, während der Dritte eine kaufmännische Lehre in der Industrie absolvierte. Der Vater lobte seine Söhne. Tüchtige Beamte sind die Stützen von Staat und Gemeinde, und Staat und Gemeinde können nur existieren, wenn Handel und Wandel blühen und die Industrie Geld verdient, damit Staat und Gemeinden ihre Beamten bezahlen können. Zum jüngsten Sohne sagte er: „Das Handwerk hat einen goldenen Boden!“

Als der Vater alt geworden war, versammelte er seine Söhne um sich, um zu hören, wie es ihnen in den verschiedenen Berufen erginge. „Ich bin Obersekretär“, begann der älteste Sohn, „und beziehe ein kleines Gehalt. Wenn auch in dieser schweren Zeit Abzüge gemacht werden, so kann ich doch leben.“

„Ich bin Bürgermeister in einer Landgemeinde und verdiene monatlich tausend Mark“, fuhr der zweitälteste Sohn fort.

„Das ist aber sehr viel“, wunderte sich der Vater, „kann die kleine Gemeinde das denn aufbringen?“

„Das muß aufgebracht werden“, antwortete stolz der Herr Bürgermeister.

„Und Du?“ fragte der Vater den dritten Sohn, „wie sieht es denn bei dir aus?“

„Unser Werk kann seine Angestellten nicht mehr bezahlen, ich bin erwerbslos“, antwortete der nächste Sohn.

„Ich habe auch keine Arbeit mehr in unserem großen Werk“, bemerkte resigniert der Sacharbeiter.

„Ihr hättet Beamte werden sollen“, riefen die zwei ältesten Söhne.

„Wir haben in unserem Werke mit dem Ingenieur und dem Arbeiter Schulter an Schulter gearbeitet, damit der Staat und die Kommune in der Lage waren, ihre Beamten zu bezahlen“, entgegneten in ernstem Tone die zwei jüngsten Söhne.

„Das verstehe ich nicht“, schüttelte der alte Vater den Kopf, „wo Staat und Gemeinde Geld hernehmen, ihren Beamten die hohen Gehälter zu zahlen, wenn Handel und Industrie versagen. Wo kommt denn das Geld her?“

„Ich beziehe kein hohes Gehalt“, meldete sich der Staatsbeamte, „aber der da“ (er zeigte auf den Bürgermeister), „bezieht dreimal soviel wie ich!“

Der Vater gab sich Mühe, den Streit unter den vier Brüdern zu schlichten, gab aber seiner Verwunderung Ausdruck.

„Ich verstehe das nicht“, sagte er kopfschüttelnd, „Handel und Industrie liegen still und lahm, sie können die eigenen Arbeiter und Angestellten nicht bezahlen und also auch keine Steuern aufbringen. Wie kann man denn da die Beamten bezahlen? Wo kommt das Geld her? Weshalb kann denn die Industrie ihre Angestellten und Arbeiter nicht bezahlen?“

„Weil kein Geld da ist, und weil die Industrie nicht Schulden über Schulden machen darf“, erklärten die zwei jüngsten Söhne.

„Darf das denn der Staat und die Gemeinde?“ fragte der Vater.

„Wir haben wohl erworbene Rechte“, antworteten die Brüder, die Beamte waren.

Der alte Vater, selbst alter Beamter, schüttelte das weiße Haupt und sagte: „Es war einmal ganz anders!“

gründeten „Verlag Stahleisen m. b. H.“, der auch zahlreiche Buchwerke des Vereins, wie die bereits in 13. Auflage vorliegende „Gemeinschaftliche Darstellung des Eisenhüttenwesens“, herausgegeben hat.

Um den in seinen Satzungen festgelegten Zwecken und Zielen im größtmöglichen Maße gerecht werden zu können, ist der Verein im Laufe der Jahre zur Errichtung von Sachausschüssen für die einzelnen Zweige des Eisenhüttenwesens geschritten. Ein sehr reges Leben spielt sich in diesen Sachausschüssen ab und spiegelt sich wider in der von ihnen geleisteten Arbeit auf den verschiedensten Sondergebieten. Besondere Erwähnung verdient daneben noch die unter Führung des Vereins erfolgte Gründung des Kaiser-Wilhelm-Institut für Eisenforschung in Düsseldorf. Zur weiteren Ausbildung steht ferner eine mit einem großen Lesesaal verbundene Bücherei zur Verfügung, die über 60 000 Druckschriften umfaßt und der eine Sammlung aller deutschen Patente angegliedert ist.

Der Verein zählt gegenwärtig rund 6500 Mitglieder, von denen die im Saargebiet, in Oberschlesien und Deutsch-Österreich zu besonderen Zweigvereinen zusammengeschlossen sind.

Diese kurzen Angaben über die Geschichte und den Aufbau des Vereins werden genügen, um ein äußeres Bild seiner Größe und Bedeutung zu gewinnen und von hier aus auf die ihm innewohnenden Kräfte zu schließen. In der Tat hat gerade die innere Stöckkraft des Vereins, der Eifer, mit dem er alle mit dem Eisenhüttenwesen zusammenhängenden Fragen aufgegriffen und verfolgt hat, ausschlaggebend zur Blüte der deutschen Eisenindustrie beigetragen. Denn naturgegebene Voraussetzungen waren dafür in Deutschland keineswegs vorhanden, im Gegensatz zu anderen Ländern, wie den Ver. Staaten, England und Frankreich. Es galt mithin, den natürlichen Vorprung der günstiger gestellten Länder einzuholen und dazu bedurfte es besonderer Anstrengungen auf technischem und organisatorischem Gebiet, die wiederum nur zu erzielen waren auf der Grundlage wissenschaftlicher Erkenntnis. Hier hat der Verein deutscher Eisenhüttenleute den Hebel angelegt. Davon zeugen an erster Stelle die zahllosen wertvollen Aufsätze in den bisher hundert Bänden von „Stahl und Eisen“, die vielen Einzelergebnisse der Sachausschüsse und die großen Vorträge auf den Tagungen. Es ist hiermit dem deutschen Eisenhüttenmann ein Rüstzeug in die Hand gegeben worden, wie er es sich nicht besser wünschen kann, und die gezeigten Erfolge haben die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges bewiesen.

Gegenwärtig lastet auch auf der deutschen Eisenindustrie die Not der Zeit. Ihre natürlichen Grundlagen haben durch das Versailler Diktat, das uns u. a. den Verlust der Lothringer Eisenerze brachte, eine weitere schwerwiegende Einengung erfahren. Von der Weltkrise wird sie besonders schwer betroffen. Der Inlandsmarkt ist infolge mangelnder Kaufkraft nur in sehr beschränktem Maße aufnahmefähig, und auf dem Weltmarkt bereiten vornehmlich die westlichen Eisendländer Frankreich und Belgien/Luxemburg schwersten Wettbewerb, da sie weit weniger mit Steuern, sozialen Abgaben, Frachten und Löhnen vorbelastet sind; sie können daher zu Preisen verkaufen, in welche die deutsche Eisenindustrie wegen der damit verbundenen Verluste nicht einzutreten vermag. Die Folge ist denn auch ein ständiger Rückgang der deutschen Eisenerzeugung. Wenn im September 1929 noch rund 1,4 Mill. Tonnen Rohstahl erzeugt wurden, so im September 1931 nur noch 590 000 Tonnen, was einer bloß etwa vierzigprozentigen Ausnutzung der Leistungsfähigkeit entspricht gegen 93 Prozent im September 1929!

Allzu freudige Empfindungen werden den deutschen Eisenhüttenmann daher auf der diesjährigen Tagung seines Vereins nicht erfüllen. Aber das starke Gemeinschaftsbewußtsein, das gerade die Teilnehmer am Eisenhüttenstag auszeichnet und das seine tiefen Wurzeln in der Arbeitsgemeinschaft, in dem gleichen Streben zum gleichen Ziel hat, wird dem einzelnen den Mut stählen, wird ihn mit neuer Kraft erfüllen, durchzuhalten bis zur Rückkehr besserer Zeiten. Neben der wissenschaftlichen Arbeit ist Pflege des Gemeinschaftsgefühls stets eines der ungeschriebenen Gesetze des Vereins gewesen. Das hat seinen Tagungen immer die besondere Note gegeben; in diesem Zeichen wird zweifellos auch der diesjährige Eisenhüttenstag stehen und damit Gewähr leisten für weiteres gedeihliches Zusammenwirken zu Ruh und Frommen der deutschen Eisenwirtschaft und des deutschen Vaterlandes.

Das sich gesteckte Ziel

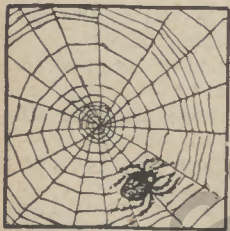


Vielleicht spricht heute niemand mehr von einem sich selbst erhängten Dieb oder einem sich ertränkten Dienstmädchen, aber immer wieder lesen wir von einem sich selbst zugezogenen Leiden, von einem sich längst fühlbar gemachten Bedürfnis, von der sich gestellten Aufgabe, dem sich angemeldeten oder eingefundenen Gast, dem sich verirrtten Wanderer, den sich veränderten Verhältnissen und vielem anderen. Es mag sogar Leser geben, die in solchen Verbindungen über das Fürwort „sich“ hinwegsehen und an eine Regel glauben, nach der es bei den Formen stehen müsse, die von sogenannten rückbezüglichen Zeitwörtern gebildet sind. Unsere Sprache spricht seit alten Zeiten einer solchen Regel Hohn, die wohl der Kanzlei zu verdanken ist. Viele Schreiber glauben das Wörtchen „sich“ durchaus wahren zu müssen und wagen es kaum, jemand durch Erheben von den Plätzen zu ehren, da man doch sich erheben müsse. Dem Kanzleimenschen dreht sich das Herz um, wenn er liest: Das war ein Freuen, ein Amarmen, ein Beglückwünschen; wenn er schon das Sichausleben aus sittlichen Gründen verurteilt, dann erst recht das „Ausleben“ aus „grammatischen“. Und doch erkundigt auch er sich nach dem Befinden eines Amtsgenossen und wünscht ihm viel Vergnügen, ärgert sich über ein Versehen, von dem jeder sagt, es sei zum Totlachen. Bei diesen ursprünglichen Namensformen denkt er nicht daran, das fehlende „sich“ zu ergänzen. Ohne Gewissensbisse unterdrückt er es auch bei einer großen Menge von Mittelwörtern, die zu Eigenschaftswörtern wurden; er sagt: Ich bin erkältet, erhitzt, trotzdem er sich erkältet oder erhitzt hat, er läßt das Fürwort fallen beim verwunderten Hören, beim erklärten Fremdwörterfeind, beim Unterzeichneten usw. Niemand weiß oder denkt daran, daß Wörter, wie ergeben, gefaßt, geseht, geübt, gewandt, geziert, bemüht, befreit usw. von rückbezüglichen Zeitwörtern gebildet sind. Dasselbe ist der Fall bei manchen Beiwörtern mit der Endung „lich“, vor allem befindlich, das viele mit dem Fürwort sich verbinden zu müssen glauben: das dort sich befindliche Haus. Da müßte man auch von sich rückbezüglichen Fürwörtern reden, von sich verträglichen Brüdern usw. Aber auch erste Mittelwörter, die zu Eigenschaftswörtern geworden sind, lassen das „sich“ fallen: die erbarmende Liebe, mit geziemender Ehrfurcht, ein hingebender Freund, ein anmaßender Mensch, ein herablassender Herr, sogar: er sagte herablassend. Wenn sich an ein Grundstück ein Park anschließt, heißt es: mit anschließendem Park, also wird man auch von einem anschließenden Frühstück zu sprechen haben, wenn sich ein solches an eine Begrüßung anschließt. Auch das Umstandswort ausnehmend (schön) erklärt sich so. Dichterisch mutet uns wohl das sehnsüchtige Herz an (Herzog, Fähnlein 220), doch sagen wir auch: mein ganzes Sehnen.

(Aus den Mitteilungen des Deutschen Sprachvereins.)

Stromschienen und Leitung berühren - kann zu deinem Tode führen!

Spinnen-Jünglings Liebesfreud und Liebestod



Auf meiner Veranda, zwischen einem Stülpfeiler und einer großen Geranie, hatte ein Kreuzspinnlein im Sommer ein großes Radnetz gespannt. Ich fütterte die Anergästliche reichlich mit fetten Stubenfliegen, die ich, noch lebend, ins Netz warf. Dank dieser Fürsorge und dem Wetter, das sich sonst noch im Netz fing, entwickelte sich das Spinnen„fräulein“ (nur weibliche Spinnen spannen Netze) immer mehr, und ihr Hinterleib hatte Ende des Sommers die Größe eines Haselnußkerns erlangt, so daß sie eine ganz stattliche Vertreterin ihres Geschlechtes darstellte.

An einem Sonntagmorgen, als ich meiner Spinne eine Frühstücksflye brachte, konnte ich ein Schauspiel erleben, das zunächst anziehend und fesselnd war, dann aber ein „grausiges“ Ende fand. Ein „Spinnerich“, ein schlanker, eleganter Spinnenjüngling, saß am Rande des Netzes und zupfte daran, um sich der „Schönen“, die in ihrem dunklen Schlupfwinkel unter einem Blatte hockte, bemerkbar zu machen. Und siehe, er hatte Erfolg! Die „Schöne“ verließ ihre Höhle und begab sich in die Mitte des Netzes, ohne die zappelnde Frühstücksflye überhaupt zu beachten. Das war doch sicher ein Zeichen, daß sich Liebesbedürfnis bei der „Hölde“ regte. Der Spinnerich wird es auch wohl so ausgelegt haben. Hastig und aufgeregt bewegt er sich auf die „Minnigliche“ zu, die ein ausgeprochenes Schwergewicht gegenüber seinem Papiergewicht darstellt. Doch plötzlich hält er an, läuft zurück und spinnt einen Faden, dessen Ende er am Stülpfeiler, der eine Seite des Netzes trägt, anheftet. Er seilt sich also gewissermaßen an. Hatte der Jüngling Erfahrung in Liebesabenteuern und wollte er den Rückzug sichern? Sah ihm die „hölde Maid“ doch etwas zu gewaltig, grämlich und spinnig aus?

Doch nun, nach dieser Vorsichtsmaßregel nahte sich der liebeglühende Spinnerich eilig der ruhig Sitzenden, auf halbem Wege aber nochmal anhaltend, um ihr noch ein „Zupfständchen“ zu bringen. Die Umworbene rührt sich nicht. Der Jüngling faßt sich ein Herz und nähert sich ihr weiter, lebhaft mit

allen Beinen spielend. Und jetzt berührt er sie, und auch die „Spinnen-Dame“ wird beweglich und erwidert seine tastenden und streichelnden Beinschmeicheleien. Ja, sie versucht sogar immer wieder, den Jüngling an sich zu ziehen und ihn liebevoll zu umbeinen. Aber davon will er nichts wissen. Immer weicht er gewandt und behend aus, wenn die „Dame“ ihm zu herzlich wird. Ja, einmal rettet er sich nur durch einen kühnen Sprung davor, von der umworbenen Maid ans Herz gedrückt zu werden. Sicher baumelt er an seinem Rettungsseil, außer Reichweite. Ist der Spinnenjüngling denn so schüchtern? Warum gibt er sich denn nicht ganz dem Genuß des Augenblicks hin? Die „Schöne“ möchte doch gern mit ihm tändeln. Nein, er muß ein Haar in der Suppe gefunden haben; er kehrt zurück zu seinem Ausgangspunkt, außer Sicht, hinter den Stülpfeiler und verharrt hier in Ruhe. Der Schreck, den ihm das lebenswürdige Zupacken der Riesendame verursacht hat, ist doch wohl zu groß gewesen.

Nach einer Pause von fünf Minuten wagt er es, das Liebespiel von neuem zu beginnen. Wieder zupft er am Netz, wie der Menschenjüngling an der Laute, und nähert sich der „Molligen“ noch einmal mit lebhaftem Spiel aller acht Beine. „Sie“ ist durchaus nicht ablehnend und erwartet ihn, ruhig in der Mitte des Netzes sitzend. Immer mehr nähert er sich der Schönen, zuckt aber schnell zurück, wenn sie auch mal zugreifen will. Mehrmals gelingt es ihm, ihren Körper zu betasten, und endlich siegt die Leidenschaft über die kühle Berechnung. Der Spinnerich stürzt sich an die Brust der Spinnenmaid — halb zog sie ihn, halb sank er hin —, acht Spinnenbeine schließen sich um seinen Körper, ein Zucken noch, und dann rührt er sich nicht mehr. Schnell wie der Blitz spinnt ihn die Mörderin ein. Sie hat den liebesvollen Spinnerich durch einen Biß getötet und trägt ihn, nachdem er ganz wie in graue Sterbegewänder gewickelt ist, in die Speisekammer ihres, Schlupfwinkels.

Ich bin starr! Gibt es denn soviel überlegte Vorfichtigkeit bei den unschuldigen Tierlein? Warum ließ sich die Dame auf das Liebesabenteuer ein, wenn sie es nicht ehrlich meinte? Gefiel ihr der Jüngling nicht? Sie hat wahr gemacht, was wir Menschen oft im Scherz sagen: „Vor lauter Liebe könnte ich dich auf(fressen)!“.

Runkel

Eine Sauerlandwanderung

Von W. G.

(Schluß)

Dienstag, den 11. August: Nach durchregneter Nacht liegt der Kahle Asten, liegen die tiefen Täler in schwerem Nebel, weshalb wir mit dem Aufbruch warten, haben wir doch heute auch kein fernes Ziel im Auge. Langeweile gibt's in einer gut geleiteten Herberge nicht. Trotz strengem Alkohol- und Tabakverbot gestatten uns dreien die lebenswürdigen Herbergseltern doch ein Pfeifen (pft! in der Privatwohnung). Für fünfundzwanzig Pfennig Gemüse aus dem Herbergsgarten bereitet Hofscho Fritz mit allerlei Zutaten eine feudale Frühlingssuppe. Da der „lange Heinz“ schon aufgebrochen war, hatten wir alle Mühe, die Reste unseres Dinners selbst zu verstaufen.

Mittags zogen wir durch den Wintersportplatz Winterberg mit seinen sauberen, schieferbedeckten Häusern zur idyllisch zwischen hohen Fichten gelegenen Ruhrquelle und von dort nach dem auf kahler Höhe liegenden Dörfchen Rückelberg, wo wir am Vorabend des tausendjährigen Zigeunermarktes eintrafen. Gegen neunzig Zigeunerwagen treffen sich alljährlich an diesem Tage in Rückelberg. Auf teilweise harter Landstraße steigen wir durch den Wald herab ins Tal und kommen abends in Medebach, einem Landstädtchen mit zweieinhalbtausend Einwohnern, an. Da eine Jugendherberge nicht erreichbar ist, übernachteten wir in einem Hotel. Der „lange Heinz“ hatte uns verlassen, als er diese unsere ungunstige Absicht vernahm, er wollte lieber im Walde oder beim Bauer in der Scheune schlafen. Deutschlands zünftige Wanderjugend will einfach und billig leben. Heil dir, prächtige deutsche Jugend!

Mittwoch, den 12. Aug.: Heute haben wir den waldlosesten Tag unserer Wanderung vor uns, nur nachmittags haben wir, nachdem wir bei Münden Wanderstrecke 6 wieder erreicht hatten, schöne Waldwege. Westfalen und Waldecker Gebiet ist durchwandert, wir befinden uns im Hessenland, kommen durch Dalwigketal und überschreiten bei Ederbringhausen die Eder. Jugendherberge Burg Hessenstein nimmt uns für eine Nacht auf.

Donnerstag, den 13. August: Ein Tag mit über 40 Kilometer Wanderstrecke liegt vor uns, deshalb Aufbruch 6.15 Uhr. Auf herrlichen Waldwegen geht es über Altenlotheim durch das ganz entzückend ausgebreitete Quernstäl über Frebershausen nach Bad Albertshausen, über die Reinhardtquelle hinab nach Bad Wildungen, zu den Quellen für Nieren- und Blasenkrankheiten. Nach einem Rundgang ziehen wir durch das liebliche Helmental (Helenenquelle) hinauf nach Odershausen und kommen über Braunau nach Zwesten mit dem Löwenprudel (Wildunger Wasser). Im Garten der Leomühle fingen drei kräftige Männerstimmen: „Bin ein fahrender Gesell“. Die völlige Überraschung der dort zur Erholung weilenden Familie unseres Zunftgenossen Walter war glänzend gelungen.

Freitag, den 14. Aug.: Rasttag soll es sein. Doch die einmal eingelaufene Knochenmaschine kann nicht stille stehen; Ernst und Walter durchstreifen 6.30 Uhr schon die herrliche Umgebung der Mühle ab, die Schwalm ist höher als in den Erholungstagen der Vorjähre und schleudert ihre Wasser über das Mühlrad. Rasttag haben freilich unsere Kochgeschirre heute, denn liebende Hände sorgen für uns, kochen für uns und decken uns sogar einen sauberen Tisch. Das Ganze ist zwar nicht zunftgemäß, dennoch fühlt sich jeder wohl, der die gastliche Stätte der Leomühle betritt. Ernst wagt nachmittags sogar ein Bad in der Schwalm, wir anderen liegen in Deckung.

Samstag, den 15. Aug.: Walter wäre gerne noch einen Tag in der Leomühle geblieben, wollte sich aber keine Schwachheit anmerken lassen. Heute große Fahrt vor uns, vierzig bis zweiundvierzig Kilometer. Nach einem kräftigen Leomühlen-Frühstück spielte Ernst auf seiner Flöte zum Abschied: „Dort unten in der Mühle...“ dann zogen 6.40 Uhr Ernst und Walter mit einem dreifachen Heil auf Gastsgeber und Gäste hinaus in die Ferne, Fritzchen drehte sich noch zweimal in seinem richtiggehenden Bettchen rum.

„Doch ehe wir von Dir, Du lieber, alter Zunftgenosse, scheiden, sei Dir nochmals herzlichst gedankt für die treuen Dienste als Leibkoch. Wir erkennen Deine großen Leistungen an, die Du vollbracht im Kampf mit Berg und Tal und Regen und mit Deinem revolutionisierenden Magen fünf harte Schlachtstage lang. Nun ruhe sanft auf beiden Seiten, Du hast nun ausgewandert und ausgekocht, genieße die Ruhe im Paradies der Leomühle, bis wir uns an Kohle und Eisen im Schoße der Vereinigten Stahlwerke wiederfinden!“ — Mit diesem Nachruf und mit einem „Wer recht mit Freuden wandern will, der

geh' der Sonn' entgegen“ zogen wir über Zwesten, Oberurs durch das liebliche Arftal hinauf nach Bergfreiheit. Ein rechter Wanderer muß jedoch auch Zeit haben zum Stillehalten, und dazu bot uns das Arftal vielfach Gelegenheit. Ein junger Rehbock ist in etwa dreihundert Meter Entfernung in der Wiese sichtbar. Gleich Salzfäulen bleiben wir mitten auf der Straße stehen. Ein uns günstiger Westwind gibt dem Bock keine Witterung. Ahsend kommt er auf uns zu bis auf etwa fünfzehn Meter, dann aber hoppheidi in den Wald, mit seinem „Böh!, Böh!“ kräftig schimpfend. Mehrmals konnten wir Rehpaare, leider immer ohne Kitzen, beobachten. Ueber Berge und durch Täler ging es nach Armsfeld, weiter über Hüttenrode nach Böhlbach. Auf der ganzen Wanderung hatten wir selten so herrliche Waldwege wie heute morgen, der Himmel bedeckt, aber ohne Regen, Wandermeteor nach Wunsch. Ueberraschend schnell waren wir dann auf Feldwegen bereits um 17.30 Uhr in Frankfurter Eder angekommen. Fünfunddreißig Kilometer lagen hinter uns. War es die Heimat, die uns lockte, hat der gestrige Rasttag seine Schuldigkeit getan?

Unsere Absicht, in Frankenberg zu übernachten, gaben wir auf, als wir einen Zug entdeckten, der uns abends noch nach Winterberg brachte. Raum hatten wir den Bahnhof in Winterberg verlassen, wurden wir von einem kleinen Wolkenbruch gesegnet, fanden aber noch rechtzeitig Deckung. Unser Sinn stand nach der sechs Kilometer entfernten gemütlichen Herberge Altsachsenberg, die wir gegen 9 Uhr erreichten. Todmüde hatten wir nur einen Wunsch: Ins Bett!

Sonntag, den 16. Aug.: Gestern war der Rucksack viel schwerer als sonst, denn frisch gefasht war die Foulage und zum andern hatten wir zwei Nächte in der Leomühle ohne Schlaffack geschlafen; Ernst hatte dadurch keinen Auftrieb mehr. An den übrigen Wandertagen hat Ernst nämlich immer schnell seinen Schlaffack feste zugebunden und im Rucksack verstaute. Angeblich hatte er dadurch nichts zu tragen, weil der stark mit Gas gefüllte Schlaffack das Bestreben hatte, alle Lasten hochzuziehen, so man Auftrieb nennt.

Heute morgen fängt es um 9 Uhr leider leicht an zu regnen. Wir rechnen mit Aufklärung zum Wolkenbruch, weshalb wir nicht die Wanderstrecke 25 über Essener Hütte und Runau benutzen, sondern ins Tal steigen und über Rehsiepen, Ober- und Mittelforpe nach Fredeburg und von dort nach Dorlar wandern. An diesem Tage hatten wir viele Regenschauer zu bestehen, während welcher wir aber immer Deckung fanden. Manche Dorfstraße, besonders auf denen Vieh getrieben worden war, waren so „scheene“ weich, daß man sich in ein Moorbad versetzt glaubte.

Montag, den 17. August: Die ganze Nacht hat es geregnet, weshalb wir 7.13 Uhr den Zug bis Berge, Kreis Meschede, benutzten. Der Regen hatte aufgehört, deshalb frisch weg über Bisbecke hinein in den Arnberger Wald auf Wanderstrecke 13.

Die Regenschauer meinten es aber heute in Qualität und Quantität derart gut, daß wir von Fichte zu Fichte kriechen mußten, die uns herrlichen Schutz boten, bis das Wasser über den Mantel auf die Erde lief und Körperteile naß wurden, die sonst das Warme und Trockne lieben. Und doch war es unterhaltsam, und wir bedauerten die vielen Sommerfrischler, die in den Pensionen sich langweilten und über das schlechte Wetter schimpften. Bei gutem Wetter kann jeder Fackel spazieren gehen, bei Regen aber nur erprobte Zunftgenossen. Und dann ist im Leben ja auch nicht immer Sonnenschein. An diesem Tage jedoch waren auch wir froh, daß wir unser Ziel, den Bahnhof Arnberg, erreicht hatten, wo sich plötzlich auch unser „langer Heinz“ wieder eingefunden hatte.

Mit Lob und Dank gegen unseren Schöpfer blicken wir zurück auf herrliche zehn Wandertage. Wir grüßen im Geiste Deutschlands Jugend auf froher Fahrt. Wir haben prächtige Kerle und auch Mädels kennengelernt und gestaunt, mit welcher geringen Mitteln unsere Jugend zu wandern versteht.

Heil!

Fritz,
Leibkoch und Schlach-
plan-Entwerfer (seit
14. August a. D.)

Ernst,
Stiefelpuher, Musikant
und Sänger

Walter,
Stribent, Einkäufer
und „Aufsicht“



Blick auf den Edersee



Im Arftal bei Winterberg

Don Tinte und Schreibpapier



Die Tinte macht uns wohl gelehrt,
Doch ärgert sie, wo sie nicht hingehört.
Geschriebenes Wort ist Perlen gleich,
Ein Tintenfleck — ein böser Streich.
(Goethe)

So wie das Papier ein Erzeugnis von allergrößter Wichtigkeit für den geschäftlichen und geistigen Verkehr, für das Leben und Streben in Kunst und Wissenschaft, für Belehrung und geistige Erholung ist, genau so ist auch die Tinte nicht minder wichtig; ja, sogar unentbehrlich geworden. — In alten Zeiten, da man wohl schon Schrift, aber kein Papier kannte, behalf man sich auf verschiedenste Weise. Man schrieb mit Griffeln auf Tafeln von Blei, Schiefer, gebranntem Ton, Baumrinde oder Holz. Unsere ältesten deutschen Vorfahren, die Germanen, übten die Runenschrift auf Steinen aus, andere bedienten sich der Schrift auf Ton und Ziegel; die alten Änder schnitten ihre Zeichen in die Rinden ein. Ja, sogar ein Notizbuch gab es schon zu damaliger Zeit. Die Römer hatten für flüchtige Notizen Tafeln, die mit Wachs überzogen waren und auf die man mit spitzen Gegenständen die Schrift rihtete. Wurde sie nicht mehr gebraucht, so löschte man mit leichtem Druck die Schrift aus, indem man auf der Tafel das Wachs wieder glättete.

Interessieren wird der Werdegang der Tinte. Die Chinesen waren diejenigen, denen es gelang, eine Tusche zu erfinden, womit zum ersten Male tief-schwarze Schrift erzeugt werden konnte; eine ähnliche Flüssigkeit herzustellen gelang später den Ägyptern mit der Ruhtinte. Auch der Tintenfisch mußte herhalten; aber die Entwicklung stand noch lange nicht still. Im Mittelalter wurden von den Mönchen unvergängliche Schreibflüssigkeiten für kunstfertige Eintragungen der Heiligen Schrift benötigt, die von Italienern in Form der Gallustinte hergestellt wurde. Die Kaiser des Oströmischen Reichs benötigten für ihre Archive sogar Goldschrift; bei berühmten Bibelübersetzungen wurde Silbertinte verwendet. — Die Erfindung der farbig schreibenden Eisengallustinte gelang später endgültig einem Deutschen, Aug. Leonhardi. Ihm wurde im Jahre 1856 dafür ein Patent erteilt. Die Erfindung der Anilin-Farbstoffe trug dann noch wesentlich zur Förderung der Qualität der Eisengallustinten bei. Bahnbrechend eroberte sich diese deutsche und bedeutsame Erfindung bald die ganze Welt, und was die Hauptsache: sie wurde Allgemeingut des Volkes! — Die Tinte in ihrer heutigen Form besteht in ihrem Hauptbestandteil aus Tannin, das von Galläpfeln erzeugt wird, die größtenteils japanischen und asiatischen Ursprungs sind. Galläpfel sind uns nicht unbekannt, wir finden sie auch in Deutschland bei Eichenblättern an der unteren Seite. Sie entstehen dadurch, daß eine Gallwespe in die Blätter oder in die Rinde sticht. An dieser Stelle bildet sich dann ein harter Auswuchs, der jenes Tannin enthält. Diese Galläpfel nehmen in Japan und Asien ziemlich große Größe an. Sie werden geerntet, sortiert und mit Wasser gemischt, vermahlen. Die der Tinte nicht dienlichen Stoffe werden ausgekocht, und die so gewonnene Brühe mit Eisenvitriol gemengt. Nun wird sie in Behälter geleitet und man gibt ihr Ruhe. Nach mehrwöchigem Stillstand lagern sich alle Unreinheiten am Boden. Ist auch dies geschehen, so wird die Tinte filtriert und mit diversen Zusätzen wie Säuren, Farben und auch Gummilösungen versehen. Dann endlich haben wir das fertige Produkt, die Tinte. Sie bleibt nochmals längere Zeit stehen und wird dann auf Flaschen gefüllt, in denen sie dem Verbraucher zugeführt wird. —

Nicht minder interessant ist es, etwas aus der Kinderstube des Papiers zu erfahren. Wir müssen bis ins Altertum zurückgreifen. Der zur damaligen Zeit gebräuchlichste Schreibstoff war das Pergament. Aber die Beschaffung desselben war sehr kostspielig; seines hohen Preises wegen diente es nur sehr wertvollen Schriftstücken, von denen man eine lange Lebensfähigkeit verlangte. Später gesellte sich das ägyptische Papier hinzu, das aus einer Pflanzenfaser bestand, die man aus der Papyrusstaude gewann. Diese Binsenart wurde daraufhin in Ägypten ausgiebig angebaut, und aus ihrem Anbau und Handel wurden große Einnahmen erzielt. — Wenn man Gelegenheit hat, Dokumente aus damaliger Zeit in die Hände zu bekommen, was meist in Bibliotheken möglich ist, so kann man sich leicht davon überzeugen, daß man jene Pflanzenfaser für diese Handschriften verwendete, denn gegen das Licht gehalten, wirkt das Papier wie ein Gewebe. — Aber auch die Papyrusstaude wurde verdrängt, sie mußte dem Baumwollpapier weichen. Im 14. Jahrhundert entstanden in Italien die ersten Papiermühlen, von denen auch bald danach welche in Deutschland errichtet wurden. Doch auch die Verarbeitung der rohen Baumwolle zu Papierzwecken hörte wieder auf. Man hielt sich an baumwollene und leinene Lumpen, die in großen Mengen und für wenig Geld zu haben waren und deren Verarbeitung eine verhältnismäßig leichte war. Bald hatte man entdeckt, daß leinene Lumpen ein besonders gutes Papier ergaben. Heutzutage sind Lumpen ein gesuchter Großhandelsartikel, aber die größten aufzutreibenden Mengen reichen nicht aus, den kolossalen Papierbedarf zu decken, man mußte nach anderen Pflanzenstoffen suchen und fand Ersatz im Holz und Stroh, selbst Fichtennadeln und Federabfälle werden verarbeitet. — Natürlich ist es ein weiter Weg, bis die oft sehr unsauberen Lumpen zu schönem, weißen Papier verwandelt werden. Kurz sei er beschrieben: Die Lumpen und sonstigen notwendigen Stoffe werden sortiert, geschuitten, gründlich gereinigt, gekocht und in verschiedenen Maschinen zerstampft. Dann ausgebreitet und gepreßt, um allmählich als fertiger weißer Bogen von der Maschine ausgeworfen zu werden.

Br.

Auch Stahlflaschen können explodieren

Von Betriebs-Oberingenieur Otto Neumann, Stuttgart *)

Manchem Arbeiter ist diese Tatsache noch völlig unbekannt, sonst würde es nicht vorgekommen sein, daß in einem Betrieb beim Transport von Stahlflaschen die Lademannschaft es ergötlich fand, als eine Stahlflasche, mit Sauerstoff gefüllt, von der Verladefläche eines Kraftwagens bei dessen Anfahren zur Erde fiel.

Der großen Gefahr war sich zweifellos auch der Transportleiter nicht bewußt, als eine zweite Stahlflasche von einem in Bewegung gesetzten Wagen abrollte und auf die zuerst abgestürzte Stahlflasche fiel, sonst hätte er an-



geordnet, daß das Verladen von Stahlflaschen möglichst quer zur Laderichtung erfolgt und daß nach jeder Stahlflasche ein Sicherungsunter-schlag beigelegt werden muß.

Selbst wenn es sich bei derartigen Beförderungen um entleerte Stahlflaschen gehandelt hätte, müßte der Transport immer mit größter Sorgfalt und Umsicht erfolgen. Wenn dabei auch

nicht ein sofort eintretender Unfall zu befürchten ist, so kann durch einen Sturz des Behälters ein Haarriß in der Stahlflaschenwand entstehen und beim Füllen der Flasche oder bei späterer Gelegenheit ungeahnte Zerstörungen und Unfälle herbeiführen.

Bei der vielseitigen Verwendung von Gasflaschen muß auch beim Stahlflaschentransport nach den bestehenden Unfallverhütungsvorschriften verfahren werden. Den Belegschaften der Betriebe kann die Gefahr, die bei Nichtbefolgung der Vorschriften entsteht, nicht eindringlich genug geschildert werden.

Zur Vermeidung von Unglücksfällen, die durch Explosionen von hochgespannten Gasen in geschlossenen Behältern (Stahlflaschen) entstehen können, wenn sie nicht sachgemäß transportiert und behandelt werden, sind folgende Verhaltensmaßnahmen allen Beteiligten zur Beachtung vorzuschreiben:

1. Die Beförderung gefüllter und ungefüllter Sauerstoffflaschen, Äzethlenflaschen usw. darf nur durch Fahrzeuge mit hochgestelltem Seitenschild erfolgen.

2. Die Stahlflaschen sind liegend gegen Abrollen, Stoß und Fall zu sichern und gegen die Einwirkung von Sonnenbestrahlungen zu schützen.

3. Die zur Aufnahme von hochgespannten Gasen dienenden Behälter dürfen nicht geworfen oder hart aufgesetzt werden.

Jedermann, der diese Vorschriften befolgt, schützt sich und andere vor Unfällen schlimmster Art.

*) Mit freundlicher Genehmigung der Schriftleitung dem „Arbeits-schutz“ entnommen.



Werktag und Arbeit

Von Schlemm

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann,
Die Nacht tritt ein, wo niemand schaffen kann.
Goethe

„Saure Wochen, frohe Feste, Tages Arbeit, abends Gäste!“
Ein wahrer Spruch! Wer Feste feiert, ohne eine saure Woche hinter sich zu haben, wird es nicht weit bringen; wer abends Gäste empfängt, ohne ihnen mit einem Tagesverdienst aufwarten zu können, wird es bald am Beutel spüren.

Wozu sind wir da auf der Welt? Zum Arbeiten! — Eine einfachere und lebensgemäßere Antwort gibt es nicht. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ steht schon in der Bibel. Alles Rechtshaffene in der Welt ist aus Arbeit erwachsen. Die ganze menschliche Kultur ist geleistete menschliche Arbeit. Und ist es nicht erstaunlich, was alles die Menschheit durch Arbeit geleistet hat?

oder wäre ein ständiges Sichvergnügen schöner?

„Nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen.“

Probiere es einmal, ständig zu feiern, ob du es ausschälst, selbst wenn du den Beutel voll Geld hast! Schon nach zwei kuchen-durchgeessenen Feier-

Und kommt es dir bisweilen vor, als ächze schwer dein Lebenskarren —
Ol' nur die Räder mit Humor — dann hört er wieder auf zu knarren.

tagen erfrischt Arbeit am dritten Tage sehr — So schön die Ferien sind, aber selbst die ferienfrohen Kinder sehnen zuletzt doch wieder den Schulunterricht herbei. So bleibt es als ein Gottesgebot seit Anfang der Schöpfung: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis daß du wieder zur Erde werdest, davon du genommen bist.“ Und der Schweiß fließt bei dem rechtschaffenen Arbeiter gar reichlich. Vor den Preis hat nun einmal Gott den Schweiß und den Fleiß gesetzt. Beides gehört zusammen. Regelmäßige Arbeit erhält im Gleichmaß, schafft Boden unter die Füße und lenkt von übermäßigen Sorgen und Ausschweifungen ab.

Aber nur der ausgeruhte Arbeiter leistet etwas. Jeder arbeitende Mensch ist seines Lohnes wert. Und wir sind alle Arbeiter, ob Bauer oder Handwerker, Fabrikarbeiter oder Beamter, Kaufmann oder Gelehrter. Es will alles erarbeitet sein, über was einer verfügt. Von selbst wird nichts und kommt nichts. Freilich ist auch manchmal etwas Glück dabei: Aber auch der Wohlhabende hat einmal tüchtig geschafft, bis er es soweit gebracht hat wie er nun ist.

Was ist Arbeit? Die meisten Menschen halten nur schwere körperliche Betätigung für Arbeit. Das ist aber ein großer Irrtum. Auch geistige Betätigung ist Arbeit. Wer die Feder führt, strengt zwar nicht seine Muskeln, aber um so mehr den Kopf, das Gehirn und die Nerven an, er leidet auch schneller an Appetit- und Schlaflosigkeit. Und — lebt nicht der Handwerker vom Kopparbeiter? Kein Bauarbeiter kann ohne den Plan des Baumeisters arbeiten, keine Schlacht kann ohne den Geist des Feldherrn beginnen, der den Schlachtplan entwirft. Ja selbst dem Bauern hilft die Wissenschaft zur Verbesserung des Bodens und dem studierten Techniker zur Konstruktion seiner landwirtschaftlichen Maschinen. Geistige Arbeit ist die schwerere und wichtigere Arbeit. Jeder erlernt und begreift sie nicht. Vorgesetztes und kostspieliges Studium muß ihr vorausgehen. Aller Ehren wert ist eine fleißige, schwierige Hand, aber ebenso ein scharfer, durchdringender Geist. Nur dem scharfsinnigen Genie verdanken wir die technischen und Kulturfortschritte, von denen dann Millionen Vorteil ziehen, Telegraph und Telefon, Dampf- und elektrische Maschinen, Schreibmaschine, Fahrrad, Automobil, Film usw.

Ungeheuer groß ist heutzutage die Arbeitsteilung und die Verschiedenheit der Berufe, die in der Menschheit Platz gegriffen haben. Ein Arbeitsrädchen greift ins andere. Wir sind alle nur Handlanger an einem großen Ganzen. Als solche sollten wir uns aber auch fühlen, alle als Genossen an gemeinsamer Arbeit zum allgemeinen Besten. Dann gäbe es vielleicht auch mehr soziales Verständnis und soziale Zufriedenheit. Keine Arbeit, auch die geringste, sei verachtet, wenn sie notwendig ist und gut gemacht wird. Gehe daher über keine Straße, ohne darüber nachzudenken, wer sie einmal im glühenden Sonnenbrand auch für dich gepflastert hat. Fahre in keiner Eisenbahn, ohne derer zu gedenken, die oft unter großen Gefahren diesen Schienenweg auch für dich gebaut haben. Tritt in kein Haus, ohne die vielen dir vorzustellen, die für dies Haus und in diesem Hause schon gearbeitet haben. Du lebst jeden Augenblick von anderer Arbeit. Leben, Handel und Wandel ist nichts als fortgesetzter Austausch unserer gegenseitigen Arbeitsprodukte unter dem Geld als Wertmesser. Wir sollten einander viel dankbarer sein für all das, was wir fortgesetzt für einander leisten.

Nicht was du arbeitest, entscheidet über deinen persönlichen Wert, sondern wie du arbeitest, ob genau, solid, akkurat, zuverlässig oder nachlässig, ob so obenhin und nur dann, wenn du kontrolliert wirst. Man kann ein Mädchen schon am Staubwischen erkennen und den Schüler an seinem Aufsatz. Jeder Fehler rächt sich, jede Nachlässigkeit bringt sich selbst an den Tag. Den Pflücker und Maulreißer holt niemand wieder. Schade ums Geld, das man an seine Arbeit gewandt hat! Aber alle ordentliche Arbeit lohnt sich und bezahlt sich durch ihre Solidität. — Darum gräme sich niemand wegen eines sogenannten „geringen“ Berufes. Auch auf dem geringsten bauen sich größere auf. Die unscheinbarsten Arbeiten sind meist die grundlegendsten und daher am allernotwendigsten. Ohne Heizer und Kohlenkipper fährt kein Dampfer! Ohne Soldaten siegte auch kein Hindenburg! Nicht hohe und niedere Arbeiten soll man unterscheiden, sondern nur gute und schlechte. Eine gute, saubere Arbeit sei allezeit dein Stolz!

Dann ist dein Werktag gesegnet. Er ist der Segen des Lebens. Glückliche, wer alle Tage einen rechtschaffenen Werktag hat! Dem bekommt auch am besten der Sonntag. Wie mancher wünscht sich einen Werktag und kann als Arbeitsloser keinen finden!

Darum sei zufrieden in deiner Arbeit! Leben und Arbeit ist ein und dasselbe, wie auch Arbeit und Fröhlichkeit ein und dasselbe ist. Nur wer arbeitet, lebt, und wirklich reine Freude genießen wir, wenn wir unserem Tagewerk obliegen. Wer nicht arbeitet, führt ein Scheindasein, und alle seine Freuden zerflattern im Winde, weil sie so unecht sind wie sein Leben. Das ist's ja, was den Menschen zieret. Daß er im innern Herzen spürt, und dazu ward ihm der Verstand, Was er erschafft mit seiner Hand.

Schiller

Drinnen und Draußen

Wladislaus Dropski philosophiert

Wenn Wirtschaft heit lies, wo niks mehr einbringen,
Da kannst schon bald lustigen Lied nich mehr singen.
Wells früher vor Krieg durch Westfalen mal gehn,
Da konns schon vor Qualm oft kein Gegend nich jehn.
Ein jedes Ramin, wo auf Boden da stand,
Hat seine Tubak nach Petrus jesandt.
Da machte da Olle wohl krumm den Gesicht,
Das Dampf ut dem Bierem, dem schmeckte ihm nicht.
Aber dat war bloß eener, dem dat nich war recht.
Wenn nich dampfen Ramine, dann jeh't's uns hier schlecht!
Von Stempeln da jehs ja bold reene kapot,
Un Wieß is an Schemmen, hat nich Sped mehr in Bott.
Auf Tisch hat immer bloß Werappels drop,
Un Blagens frätten mich Hoor bald von Kopp.
Vor Krieg war noch schene Zeit op Planet,
Ich jlaube, dat Welt zum Diebel bald jeh't.

Na, laß ihm doch jehn, mich is einerlei,
Dann is ja Freind Franzmann ooch mit dobei.
Da wird Bauch sich halten, Deibel vor Laachen,
Wenn er ihm Stred durch Rechnung kann machen.
Dann holen uns nich mehr ab die Klamotten,
Un endlich is dann Ruhe auf Rotten.
Dann emol is alle mit unsern Zeduld,
Un allem Ibel is Deitschland nur Schuld.
Kriegt Wladislaus nur einmal Vertrag in sein Faust,
Ich sage dich, Wensch, dann wär Nape gelauf.
Ich tät ihm zerreißen, nähm Franzmann dat krumm,
Dann haut ich ihm vor die Panoptikum!

W. Sondermann.

Aus dem Reich der Frau

Die Wirtschaftsnot und die Frau



Es ist uns wie ein Traum, daß schon dreizehn Jahre seit dem Kriegsende verflossen sind, daß schon eine so lange Zeit im „Frieden“ vergangen ist. Die bittere, harte Notzeit, während der unsere Männer im Feld standen und Heim und Herd verteidigten, und von uns Frauen schwere Opfer verlangt wurden, liegt weit hinter uns. Oder doch nicht? Stehen wir nicht vielmehr mitten darin in schwerem Ringen, und müssen wir Frauen nicht in ständiger Opferbereitschaft leben? Unsere Männer sind nicht mehr im Feld, aber der Krieg hat nicht aufgehört, so will es uns scheinen. Der Kampf, den sie heute kämpfen, ist nicht so gefährlich — es geht nicht um Tod und Leben — aber er ist nervenzerrüttender, zermürbender. Not, Sorge, Arbeitsmangel, verkürzte Arbeitszeit lasten schwer auf uns. Manch einer ist verzweifelt und möchte die Fikate ins Korn werfen. Da ist es nun, wie einst im Kriege, die Aufgabe der Frau, dem müden Kämpfer beizustehen, ihm Mut zu machen. Wir wissen von den Frauen der alten Germanen, daß sie den Männern die Waffen reicheten und sie zum Kampf anfeuereten. Heute geht es nicht mehr um Blutbergießen und Kriegswillen, das, wofür wir uns einsetzen mit ganzer Kraft, ist das Recht ums Dasein, der Kampf um einen bescheidenen Platz an der Sonne. Wir haben den Willen zur Arbeit, die Sehnsucht nach produktivem Schaffen.

Wenn ein Unglück über den Menschen kommt, sucht er immer nach dem, der die Schuld daran trägt. So ist es im Leben des einzelnen, so ist es im Leben der Völker. Die Schuld am Weltkrieg möchte jeder dem anderen in die Schuhe schieben. Und die Schuld an den schweren Erschütterungen, die gegenwärtig über uns hinweggehen, hat immer der andere. Die einen sagen: Schuld daran sind die ungeheuren Tributlasten, die wir zu tragen haben, Schuld daran ist der Vernichtungswille der Franzosen; die anderen sagen: die Maschine hat die Schuld, sie verdrängt die lebendige Arbeitskraft und reißt alles an sich; wieder andere sagen: die Schuld liegt darin, daß die fremden Völker — schwarze und gelbe — erwacht sind, daß sie den weißen Mann nicht mehr als Herrscher anerkennen, daß sich ihr Wirtschaftskreis kräftigt, sie haben von uns gelernt, Fabriken zu bauen, Maschinen zu treiben und haben unsere Arbeitsleistungen, unsere Lieferungen nicht mehr nötig. Schuld daran ist... ja, was nicht alles, tausend Gründe können wir finden, tausend Schuldige stehen vor uns da — aber ist es denn nun wirklich die Hauptsache, daß wir den Schuldigen ermitteln? Und daß wir ihm alle Schuld aufbürden, um ihn — wie die Juden am großen Veröhnungstag — als Sündenbock in die Wüste zu jagen? Der Dachstuhl brennt, das Haus droht zusammenzustürzen, da streiten sich die Leute, wer es angestekt hat — und keiner denkt an's Löschen!

„Ja, aber was haben wir Frauen denn mit alledem zu tun?“ wird vielleicht manche Leserin denken. „Wir haben unseren Haushalt, unsere Kinder, genug Arbeit, genug Sorgen, um Politik kümmern wir uns nicht.“ Ganz recht, aber auch wir Frauen müssen uns die Frage vorlegen: Wie können wir in unserem kleinen Kreis zu unserem Teil etwas dazu beitragen, daß es wieder vorwärts mit unserem Volk geht?

Wir sind ein armes Volk geworden — und doch hat jeder nach dem verlorenen Krieg seine Ansprüche herausgeschraubt, jeder will besitzen, mehr haben als früher. Woher der Ueberfluß kommen soll, darüber macht man sich keine Gedanken. Die Wirtschaft ist eine große Kuh, die man unaussprechlich melken kann — so glauben viele Leute. Daß sie nur erstarben kann, wenn man ihr Ruhe läßt, um neue Kräfte zu sammeln, wird vergessen. Was nützt es, wenn man sie immerzu anzapft, so daß ihr Nährquell verliert und viele Millionen dann dem Elend, dem Hunger preisgegeben sind?

Wir alle müssen einfacher und bescheidener werden, und bei uns selber, in unserem eigenen Haus müssen wir damit anfangen. Es ist verkehrt, zu denken: die anderen können die Lasten tragen, Hauptsache ist, daß mir's gut geht. Was kümmert mich Deutschland, was geht mich die deutsche Wirtschaft an, wenn ich bloß satt zu essen habe! Wir gehören alle zueinander, sind alle Glieder eines Volkes, wir müssen alle gemeinsam tragen, gemeinsam opfern, und gemeinsam — erstarben. Der Abgrund, der uns verschlingen will, liegt offen vor uns, wir wollen, wir müssen hinüber um jeden Preis, Mut und unerschütterlicher Opferwille sind die Brücke, die uns hinübertragen soll.

Wo es aber zu opfern gibt, da haben wir Frauen von jeher an erster Stelle gestanden. Wenn der Mann einen geringeren Verdienst nach Hause bringt, dürfen wir nicht murren, wenn er rechnen muß, müssen wir sparen, wenn er trübe blickt, müssen wir lächeln. Wir haben in diesem harten und schweren Kampf eine starke Waffe: die Liebe. Sie stand freilich nicht hoch im Kurs in diesem letzten Jahrzehnt. Ein Geschlecht von Kriegskindern ist herangewachsen, deren Jugend in eine entbehrungsreiche Zeit fiel und die sich dafür in lauten Vergnügungen und Eischaulen entschädigen wollten. Mit wahrer, opferwilliger, reiner Liebe, deren Kräfte sich immer wieder erneuern, die nicht wie ein Rauch verfliegt, hat das nichts zu tun. Und trotz Entbehrungen und Not ist diese fruchtbare Hingabe an Mann und Kind, Werk und Vaterland das größte Glück wahren Frauenteums.

Notklee am Nidelgeschirr. Sind Notklee an Nidelgeschirr aufgetreten, so fettet man diese Klee erst gründlich ein, läßt das Fett einige Zeit einwirken und reibt darauf die Notstellen mit einem weichen Tuch und Immonial ab. Sollte dieses Verfahren den Not nicht beseitigen, was bei alten, eingefressenen Flecken öfter der Fall ist, so greife man zur ver-

dünnten Schwefelsäure, betupfe damit die Roststellen und reibe sie darauf gründlich ab. Zuletzt poliere man mit einem Putzmittel nach. — Zum Schluß sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß Essigsäure, Fruchtsäure und Salzlösungen Nidelmetall stark angreifen und niemals zur Reinigung verwendet werden sollten.

Es muß auch nochmals darauf aufmerksam gemacht werden, daß bei Anwendung von Schwefelsäure größte Vorsicht abzuwalten hat und daß ein sauberes und gründliches Nachspülen der Gegenstände unbedingt erfolgen muß.

M. Tr.

Gartenbau u. Kleintierzucht

Was von unserem Kaninchen alles gebraucht wird

Von Hermann Wieser



Den Wert unseres Hauskaninchens hat man erst im Kriege richtig erkannt. Die Zucht hat sich denn auch nach dem Kriege sehr verbreitet, und was das Ausland längst wußte, wissen wir in Deutschland heute auch, daß nämlich das Kaninchen von großem Nutzen ist.

Wenn man nun vom Nutzen des Kaninchens spricht, so denkt man in der Hauptsache an den Braten und das Fell. Ich möchte von diesen zwei selbstverständlichen Sachen erst zum Schluß sprechen und zuerst einmal zeigen, was daneben noch alles Verwertung findet. Wenn das geschlachtete Kaninchen auseinandergenommen und zerlegt wird, so greifen wir zur Galle, die zur Herstellung der bekannten Gallseife Verwendung findet und zu den Därmen, die mit den fettlichen Restbeständen zusammen gekocht ebenfalls bei der Fabrikation der Seife Verwendung finden. Ohren und Pfoten werden in freier Luft getrocknet und nachher zu Leim verarbeitet. Sogar die Knochen werden zu Knochenmehl fein zerstampft oder als Kraftdüngemittel und Geflügelbeifutter verwendet. Nach Ausnutzung dieser Teile bleiben noch der Braten und das Fell. Kaninchenbraten war in Frankreich und Belgien schon immer beliebt, und — was hier heute noch nicht der Fall ist — Kaninchenfleisch steht in den genannten Ländern auf der Speisekarte im Restaurant. Aber auch in Deutschland hat sich das Kaninchenfleisch als beliebtes Volksnahrungsmittel eingebürgert, und Sonderkochbücher mit über fünfzig Rezepten bringen in der Zubereitung soviel Abwechslung, daß es fast unmöglich ist, daß sich jemand das Fleisch zuwider ist. Die Kriegs- und Nachkriegszeit brachte uns erst den Aufschwung in der Kaninchenzucht, wie wir ihn heute in Deutschland haben. Den Wert dieses Fleisches hat man früher nicht so gekannt. Die Wissenschaft hat festgestellt, daß Kaninchenfleisch erheblich mehr fette Bestandteile und weniger Wasser enthält als Hühner-, Schweine-, Kalb- und Rindfleisch. Ob es sich um Kaninchenkraftbrühe, Pastete, geschmorte Frikadellen, Braten auf ungarische Art (Paprika) oder falschen Hasen handelt, alle diese Gerichte sind nahrhaft und von großem Wohlgeschmack.

Es bliebe die Hauptsache: das Fell. Am wichtigsten ist es, daß es unbeschädigt abgestreift wird. Beschädigte Felle lassen sich bestenfalls zu Innenfutter verwenden. Die stärksten Felle, namentlich der männlichen Tiere der großen Rassen werden zu Leder verarbeitet. Aus junger, kleiner und leichter Ware wird „Sämischleder“ gewonnen. Mit etwas Geschick kann man aus Fellen verschiedener Farbe Bettvorleger mit allerlei Musterung und gefällige, originelle Wandbehänge und Kissenplatten herstellen. Für alte Leute kann man pelzgefütterte Ueberstühle oder Kanin-Schuhsohlen-Einlagen herstellen, die sich an kalten, feuchten Wintertagen, besonders auf dem Lande, sehr bewährt haben. Pelzgefütterte Fausthandschuhe und Pelzmützen sind ebenso beliebt. Es kann eben tatsächlich alles verwendet werden. Die abfallenden Kaninchenhaare werden als Kissenfüllung benutzt. Besonders gut ist die seideweiche Wolle des Angorakaninchens. Das Haar ist zwanzig bis dreißig Zentimeter lang und kann alle paar Monate gerupft oder geschoren werden. Es kann zu prächtigen Wärmeschütern, Strümpfen usw. verarbeitet werden. Da das Angorakaninchen gewöhnlich schneeweiß ist, eignet sich seine Wolle ganz besonders für Winterportkosteume. Inwieweit Kaninchenfelle durch Veredelungsprozesse zu Pelzen verarbeitet werden können, soll an anderer Stelle einmal behandelt werden.

Es fragt sich nun, welche Kaninchen wir züchten sollen. Neben dem vorher erwähnten Angorakaninchen, sind die weißen Rieskaninchen mit dem dichten, reinweiß glänzenden und auch recht langem Haar ebenso beliebt wie der Zwerg unter den Kaninchen das Hermelinkaninchen. Aus dem Fell der letztgenannten Sorte macht man die besten Hermelinimitationen. Allgemein kann man aber sagen, daß alle Rassen und Arten brauchbare Felle liefern. Neben den schon genannten Arten sind die beliebtesten Sorten: Blaues Wiener Kaninchen, Schwarzlohkaninchen, Widderkaninchen und Savannakaninchen.

Am wertvollsten sind dichte, haarreiche Winterfelle (November bis Februar), aber nicht von Jungtieren. Je größer, voller und einfarbiger der Pelz ist, desto wertvoller ist er. Man ist heute in der Färbung und weiteren Behandlung der Kaninchenfelle so weit, daß selbst der Fachmann die Imitation vom Edelpelz nicht auf den ersten Blick unterscheiden kann. Ganz besonders trifft das zu bei der Scherveredelung auf Seal, Biberette und Maulwurf. Die Felle werden auf etwa

fünfzehn Millimeter geschoren und dann maschinell entgrannt, so daß nur die Wolle stehen bleibt. Es folgt dann die gewünschte Färbung, die noch mit Hochglanz versehen wird.

Eine systematische Zucht von Edelkaninchen bringt dem einzelnen Züchter und der Allgemeinheit einen nennenswerten Nutzen.

Werks-Allerlei

Unsere Jubilare



H. Wolf
Lohnbüro
Eintritt: 29. 11. 06



Hartung
Masch. Betr. Rep.
Eintritt: 23. 11. 06

Familiennachrichten

Geschließung

Franz Trunk, Blechschmiede, am 30. 10. 31.

Geburten

Ein Sohn: Wilhelm Schneider, Blechschmiede, am 2. 11. 31 — Friedhelm; Karl Berster, Mech. Werkst. II, am 4. 11. 31 — Hans.

Eine Tochter: Wilhelm Gwert, Stahlwerk I, am 24. 10. 31 — Christel; Friedrich Müller, Mech. Werkst. I, am 27. 10. 31 — Christel; Ernst Mertens, Stahlformgießerei, am 6. 11. 31 — Ursula.

Reellste Bezugsquelle

NEUE GÄNSEFEDERN

von der Gans gerupft, mit Daunen, doppelt gereinigt, allerbeste Qualität, Pfd. 3 RM.; nur kleine Federn (Halbdaunen) 4,50 RM.; Daunen 6,25 RM.; gereinigte gerissene Federn mit Daunen 3,50 RM.; und 4,75 RM.; hochpr. 5,75 RM.; allerf. 7 RM.; la. Volldauen 9 RM. und 10 RM. Für reelle staubfr. Ware Garantie. Versand geg. Nachnahme ab 5 Pfd. portofrei, Nichtgefallendes nehme ich auf meine Kosten zurück.

Willy Manteuffel,

Gänsemästerei, gegründet 1852, Neutreibbin 61 b (Oderbr.). Ältestes und größtes Bettfedernversandgeschäft des Oderbruchs.

Schenkt



Korbmöbel

Niedrigste Preise. Direkt ab Fabrik, frk. Liefg. 12 Monatsraten. Schlager: 3 teilige Polstergarnitur Mk. 31.-, Katal. grat.

Korbmöbel-Fabrik 158 Oberlangensadt Lichtenfels-Land

Langjährige Maschinenfäbriknehmernpfehle sich für alle Arbeiten dieser Art. Billige Preise bei bester Ausführung. Frau P. Gold Welper Bentelstraße 9.



Deutscher, trinke deutschen Wein, Gut und billig muß er sein, Aus dem weit und breit bekannten Keller Ehemals Henschel, jetzt Carl Eller.

Ehem. Henschel Kasino-Kellerei

Carl Eller, Hattingen Ruhr Telefon 3366

Mit-
arbeit
an unserer
Zeitung
sollte
Recht
und
Pflicht
eines
jeden
unserer
Werksan-
gehörigen
sein!

Preiswerte Qualitäts-

HERDE

für Kohle u. Gas

Größte Auswahl — Konkurrenzlos billig Fachmännische Beratung

OTTO MEUSER

Hattingen, Heggerstraße 48

Sonder-Angebot in Berufskleidung!

Blaue Arbeitsanzug aus allerbestem Haustuch oder ganz prima Körperdreil, waschecht 6.50

Blaue Arbeitsanzug aus extra schwerem unverwundlichen Körperdreil, waschecht 7.50

Jacke oder Hose allein je die Hälfte!

Jacke hat 2 Seiten- und 1 Brusttasche, Hose 2 Taschen.

Sonnenschutzhose gute solide Qualität, wundervolle Streifenmuster mit Hintertasche 6.50

Mandeschutzhose äußerst strapazierfähige kräftige Ware, 9.00

oliv, braun, schwarz, grau mit Mesertasche

Versand ab 10.- per Nachn. Verpackungsfrei, ab 20.- portofrei. Bei Nichtgefall. Geld zurück. Auf Wunsch auch dhr. Preisliste mit Muster.

Vertreter gesucht

Mergler & Co., Mech. Berufskleiderfabrik Würzburg 204